

Der Weg zum Herzen der Heimat : Grundsätzliches zum Heimatkunde-Unterricht

Autor(en): **Wahrenberger, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **10 (1950-1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-355726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



**Der Weg
zum Herzen
der Heimat**

*Grundsätzliches zum
Heimatkunde-Unterricht*

von Jakob Wahrenberger,
Rorschach

Haus in S-chanf

Einleitung

Die Forderung des heimatkundlichen Unterrichtes ist alt und seit Jahrzehnten anerkannt. Heute kann es sich nicht mehr darum handeln, die Heimatkunde zu fordern. Es ist aber möglich, sie zu fördern, und es ist unsere Aufgabe, einen Weg zu suchen, der den bestmöglichen Erfolg verspricht. Die vorliegende Arbeit bedeutet einen Versuch zur Lösung dieser Aufgabe, in dem Sinne, daß sie neben das Wissen um die heimatlichen Erscheinungen und Gegebenheiten auch das Verstehen stellt.

In einer Arbeit, die sich an die Lehrerschaft eines so vielgestaltigen Kantons wie Graubünden wendet, ist es nicht möglich, eine Art Musterbeispiel zu bieten, das einfach auf die einzelnen Spezialfälle abgewandelt werden kann. So muß ich mich auf grundsätzliche Fragen beschränken, die für die Arbeiten im eigenen Wirkungskreis als Grundlage dienen können, sofern sie Anerkennung finden.

Jede Heimat ist von der andern irgendwie verschieden. Jede Heimat will erforscht sein, und nur wer sich diese Mühe nicht erspart, wird einen Weg finden, der zum Ziele führt. Jeder Weg ist gut, wenn er das Ziel erreicht, wenn

er Begeisterung zu wecken vermag. Begeisterung für die eigene Scholle, Begeisterung für alles Leben in seinem Wandel, das sich auf ihr abspielt. Dann wird uns der Boden, auf dem wir wachsen, mehr sein als nur Schauplatz eines kurzen Menschenlebens. Durch gründliche Kenntnisse wird er uns zum Raume werden, in dem wir daheim sind, eben zur Heimat.

Es ist nötig, daß wir uns in unserer so schnellebigen Zeit auf das besinnen, aus dem wir geworden sind. Es ist die Besinnung, die uns sagt, daß wir vom Erbe unserer Väter zehren, der Einzelne wie die Gemeinschaft; die Besinnung, die uns sagt, daß auch wir nichts als ein Zweiglein an einem Baume bedeuten, am Baum, der grünt und wächst, von Zeit zu Zeit seine Früchte trägt und schließlich stirbt — und doch weiterlebt durch seine Früchte. Es ist die Besinnung, die uns klein und bescheiden werden läßt und uns doch nicht entmutigt, weil uns bewußt wird, an welcher großer Verantwortung wir mitzutragen haben.

Durch diese Betrachtungsweise erwacht die Achtung vor dem, was vor uns schon war, dessen Erben wir sind. Wo aber die Achtung Platz gefunden hat, ist die Liebe nicht mehr weit. Wenn es uns gelingt, dem jungen Menschen seine Heimat so zu zeigen, daß er mehr darin sieht als nur Berg und Tal, Baum und Strauch, Hütten und Paläste, daß er sie als ein Wesen zu erkennen vermag, das ihm nicht nur Wohnplatz und Arbeitsstätte mit hunderterlei Qualen und Nöten ist, wenn er erkennt, daß ihn die Heimat in ihrer ganzen Entwicklung in historischer und naturhistorischer, in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht in höchstem Maße beeinflußt, daß sie sogar sein inneres Leben zu modeln vermag, wird ihm schließlich die Erkenntnis erwachen, daß er und die Heimat zusammengehören und eins sind wie Berg und Tal, wie Mutter und Kind. Dann wird die Liebe zur Heimat nicht ausbleiben können. Diese zu wecken ist eines der hohen Ziele des heimatkundlichen Unterrichtes. Wir möchten unsere Jugend zu Männern und Frauen erziehen, denen die Heimat etwas bedeutet, wofür es sich lohnt, Leib und Gut einzusetzen. Wir möchten sie hinführen zur Heimat, damit sie einen Platz finden, auf dem sie Wurzel schlagen können, damit sie Halt und Haltung bekommen und das Gefühl des Geborgenseins, das Gefühl, daß sie daheim sind.

Die Aufgabe des heimatkundlichen Unterrichtes

Die Aufgabe eines jeden guten Unterrichtes ist die Aufgabe der Lehre und der Erziehung. Wenn unsere Zeit der Erziehungsschule ruft, so mag dies einerseits als Ausgleich zur bloßen Lernschule aufgefaßt werden, die aber wohl kaum noch irgendwo besteht; andererseits wird dadurch betont, welche große Bedeutung der Erziehung zukommt. Dabei dürfen wir unter guter Erziehung nicht nur die drillmäßige Vermittlung guter Gewohnheiten verstehen, sondern ein Handeln auf Grund der Kenntnis dessen, was gut und wahr ist, das dann allerdings zur Gewohnheit werden kann. Der Weg solider Charakterbildung führt über die Lehre. Es wäre falsch, an die Stelle der reinen Lernschule, der einseitigen Bildung des Verstandes, die einseitige Bildung des Gemütes und des Herzens zu stellen. Eine vertiefte Charakterbildung wird nur möglich sein durch eine gründliche, vertiefte Geistesbildung. Hüten wir uns also, nur erziehen zu wollen. Dies hieße in die Luft bauen. Jedes Ziel der Lehre sei auch das der Erziehung. Jede Mißachtung dieser Harmonie zwischen Kenntnis und Erkenntnis



Am Inn bei Zuoz. Links der eingedämmte Inn. Rechts Altwasser des alten Innlaufs, im Hintergrund Albula-Paßlücke, Piz Ott, Piz Julier und Piz Lagrev.

führt zu einer Scheinkultur, wie sie sich äußert in bloßem Wissen einerseits und in blinder Autoritätsgefolgschaft andererseits.

Dieser allgemein gültigen Forderung hat sich auch der heimatkundliche Unterricht unterzuordnen. Auch er wecke letzten Endes Erkenntnisse. Dann wird er zur Erziehungsfrage, eben zu dem, was jeder Unterricht sein sollte.

Was ist Heimat?

Es gibt wohl wenige Stoffgebiete, die in gleichem Maße der Lehre und zugleich der Gemüts- und Herzensbildung dienen, wie die Heimatkunde. Schon der Begriff Heimat schließt diesen Zweiklang in sich ein.

Über das Wesen der Heimat sagt Itschner in seiner «Unterrichtslehre»: «Das Wort Heimat beziehen wir zunächst auf ein Räumliches». Den Mittelpunkt bildet das Elternhaus, doch nicht das ganze, sondern die Stube. Diese ist das Zentrum, von dem aus die Fäden strahlenförmig ziehen, von wo aus das Kind seine Entdeckungsfahrten macht. «Die wahre Heimat besteht nicht ohne dieses Zentrum des intimsten Raumes». Er kann aber nicht für alle Altersstufen die alleinige Heimat bleiben. Der Gesichtskreis des Menschen weitet sich mit seinem Alter. Wir sprechen von Heimatort, Heimattal, Heimatland, und wir können nur wünschen, daß uns diese auch zur wahren Heimat werden.

Wir beziehen aber das Wort Heimat auch auf etwas Gemütliches. Dinge und Menschen, zu denen wir in einer ganz bestimmten Beziehung stehen, er-

füllen den Raum. Sie gehören mit zur Heimat und werden unsere Vertrauten. — Das ist die Definition Itschners. Wir erleben an uns selbst immer wieder, wie Raum und Gemüt, das Materielle und das Ideelle, zusammenklingen; ja daß nur diese reine Harmonie die wahre Heimat zu schaffen vermag.

Wie viel Heimatliches liegt nur schon im Lampenschein! Wie heimatlich erscheint uns in dunkler Nacht nach langer Wanderung ein Haus, aus dem uns ein Licht entgegenleuchtet. Es ist nicht das Haus und nicht das Licht allein, das uns beeindruckt, sondern die unbewußte Erinnerung an Geborgensein in wohnlicher Stube, die Beziehung, die wir zu diesen Dingen haben. — Und das Bächlein mit Erlen und Weiden an seinen Ufern, das oft unfehlbar zum Bild der Heimat gehört, erfaßt unser Gemüt als Erinnerung an allerlei Jugenderlebnisse, die an und für sich längst vergessen sind.

Nicht das Räumliche allein kann uns die Heimat bedeuten, sondern die Verbindung der Dinge mit unserem Erleben. Unser reinstes, am wenigsten getrübtetes Erleben haben wir meistens in der Jugend, in der Zeit, wo wir uns noch viel mehr eins fühlen mit dem was uns umgibt. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn das Heimweh sehr oft eine Sehnsucht nach der Jugendzeit in sich schließt. Es ist möglich, daß ein Bild — vielleicht ein Landschaftsbild — zum Symbol der Heimat werden kann, während das Erlebnis, das sich damit verknüpft, längst vergessen ist. Als Knabe hatte ich sehr oft auf einer einsamen, abgelegenen Wiese am Necker Vieh hüten müssen. Vor einigen Jahren wanderte ich im Nationalpark und kam auch nach Praspöl. Das erinnerte mich so an unsern Weideplatz, daß ich unwillkürlich daran denken mußte, so daß mir der Platz den ich vorher nie gesehen hatte, ganz heimatlich und gar nicht fremd erschien. Das ist an und für sich nichts Besonderes. Es zeigt aber deutlich, welche Bedeutung das Erleben in der Jugendzeit hat und wie diese frühen Erlebnisse das Bild der Heimat in späteren Jahren beeinflussen und sogar auf das innere und äußere Leben eines Menschen wirken können. Das ist ein Grund mehr, der Heimatkunde alle Aufmerksamkeit zu schenken und sie so zu gestalten, daß sie bleibende Eindrücke in gutem Sinne hinterläßt.

Ein prächtiges Beispiel, das uns sagt, was Heimat ist und für den Menschen bedeutet, gibt uns Jakob Boßart in seiner kleinen Novelle «Heimat».

Der alte Hans Urech mußte seinen Hof verlassen und mit einer Mietswohnung in der Stadt vertauschen, weil es dem Jungen zu wohl geworden war.

Ein Jahr darauf erschien der Alte wieder auf seinem Hofe. «Er mochte von dem weiten Wege müde sein; auf dem Rain, der sich wie eine Welle über den Hof erhebt, setzte er sich nieder und ließ den Blick lange über die Wiesen, Äcker und Bäume streifen, wobei er seine Kappe in den Nacken schob. Endlich erhob er sich und durchschritt dann langsam das ganze Gut. Keine Wiese, keinen Fleck Ackerland, nicht den ärmsten Winkel vergaß er. Die Bäume begrüßte er wie gute Bekannte, berührte ihre herabhängenden Äste, wie man sich unter Leuten die Hand reicht, streichelte die Stämme, wie man einem lieben Kind die Wange streichelt. Viele von diesen Bäumen waren ja wirklich seine Kinder; er hatte die Wildlinge in Wald und Hag gesucht, sie in guten Boden verpflanzt und edle Reiser darauf gepfropft. Andere stammen von seinem Vater, einige von seinem Großvater her. Mußte er da nicht alle kennen und lieb haben wie lebendige Wesen; mußte er nicht im Frühling schon wissen, wie die Frucht eines jeden im Herbst aussehen und schmecken würde? Er wußte auf zwanzig Jahre zurück, wie die Bäume geblüht und getragen hatten.

In der Wiese pflückte er ein paar Blumen, roch daran und steckte sie mit kindlicher Freude ins Knopfloch wie zu der Zeit, da er dem warmen Licht und Hauch der Jugendzeit noch nahe war. Die Blumen, die er wählte, mochten die nämlichen sein, die einst

dem Knaben besonders gefallen und von denen seine kleinen Kinderhände manchmal ein Büschel der Mutter gebracht hatten, damit sie auch daran röchen und sie bewundere.

Auch am Bache blieb er stehen, und der alte Mann ließ es sich nicht verdrießen, im Wasser behutsam ein paar Steine aufzuheben, um zu sehen, ob noch Krebse darunter hausten wie einst. Richtig, da faßte er einen, bevor er sich davonschnellen konnte, er ließ sich von den Scheren am Daumen klemmen und mußte in den Bart lachen, weil sich das geängstigte Tierchen gegen die schwielige Hand abmühte, ohne wehe tun zu können. Sorgsam übergab er die Beute wieder dem Wasser. Das war der Unterschied gegen damals: Als Knabe hatte er die Krebse nach Hause getragen, und die Mutter hatte sie in Mehl und Butter gebacken. Der Geschmack davon kam ihm jetzt noch auf die Zunge, und er sagte sich erstaunt: «Wie der Mund ein Gedächtnis hat!»

Nun stieg er zum Rebhügel empor. Der war sein Stolz und seine alte Liebe. Er hatte ihn zusammen mit seinem Vater angepflanzt und von Jahr zu Jahr verbessert, wo der Boden allzu mager war, fette Erde herbeigefahren. Der Nachbar hatte anfänglich über den Versuch gelächelt; aber da er sah, wie wohl die Arbeit sich lohnte, ahmte er nach einigen Jahren das Beispiel nach, so daß sich nun ein stattlicher Wingert an der Berghalde ausdehnte.

Vom Rebberg stieg Hans Urech zum Buchenwald hinauf, der wie eine schmutzige Mütze auf dem Hügel saß. Er setzte sich am Rand nieder, schob wieder die Mütze zurück und sah hinab. Der ganze Hof lag blühend unter seinen Blicken, die Häuser im Obstbaumwald, die Wiesen in bunten, welligen Flächen, die Äcker in langen Streifen, jeder mit seiner besonderen Anpflanzung, die das geübte Auge von weitem unterschied. Und dahinter, weit in der Ferne, erhoben sich Schneeberge und schauten seltsam verträumt in das stille Tälchen hinein, die Schneeberge, nach denen er als Knabe so oft geschaut hatte, und die ihn immer noch wie eine andere Welt, wie ein Wunderland zwischen Himmel und Erde vorkamen; denn er hatte sie in seinem langen Leben nie aus der Nähe gesehen. Wie er so saß und Licht, farbige Flächen, weiche und harte Linien in seine Augen einziehen ließ, da fühlte er noch stärker als sonst, was ihm der Hof war, wie viel er an ihm verloren hatte, und er sagte langsam vor sich hin: «Das ist meine Heimat und doch nicht meine Heimat; ich bin wie ein Baum, den der Wind aus dem Boden gerissen hat.»

Schöner kann man das wohl nicht mehr sagen. Das ist die Heimat, der Boden, auf dem Hans Urech gewachsen ist, ein großes Glück in sich schließt und einem langen Leben Inhalt und Gestalt verliehen hat.

Der Weg zur Heimat

Wohl ohne Absicht gibt uns Bossart die Wegleitung für den heimatkundlichen Unterricht. Hans Urech begrüßt die Bäume wie gute Bekannte, berührt ihre herabhängenden Äste, wie man sich unter Leuten die Hand reicht, streichelt die Stämme, wie man einem lieben Kinde die Wange streichelt. Mußte er da nicht alle kennen und lieb haben wie lebendige Wesen?

Darauf kommt es an: Wir müssen lernen, unsere Erde mit Pflanzen und Tieren als etwas Lebendiges zu betrachten, als etwas, das wird und vergeht. Dann werden wir erkennen, wie eines vom andern abhängig ist, wie alles Geschehen auf unserer Erde eine große Einheit bildet, die nur gewertet werden kann, wenn wir sie als Einheit betrachten, nicht in unzählige Stoffgebiete zerstückeln und diese einzeln, zusammenhanglos behandeln.

Das Kind erlebt die Heimat, viel mehr als wir Erwachsenen, als Ganzheit. Es fragt nicht nach geographischen, naturkundlichen oder historischen Gesichtspunkten. Es tritt unbefangen an alles heran, was in seinen Bereich kommt und versucht es seinen Kräften entsprechend zu meistern. Diesen Weg sollten wir auch im Unterricht einschlagen. Es gilt, unbefangen an alle Geschehnisse an und auf dem heimatlichen Boden heranzutreten und dem sprudelnden Leben

zu lauschen, so wie es sich vor unsern Augen abspielt. Das bedeutet nicht, wahllos alles hinzunehmen und zu besprechen, wie es uns in buntem Wechsel vor uns tritt. Wir werden uns immer an den geistigen Entwicklungszustand unserer Kinder zu halten haben, mit dem ständigen Blick auf das Ziel, das wir bis am Ende der Schulzeit erreichen möchten.

Wesentlich ist, daß wir das bunte Leben nicht in Fesseln spannen und nicht eine tote Wissenschaft daraus machen. Das Leben selbst wollen wir suchen und es beobachten und betrachten mit offenen Augen und empfänglichem Herzen. Dieser Forderung werden wir am ehesten gerecht, wenn wir eine biologische Betrachtungsweise in den Vordergrund stellen.

In Pflanzen und Tieren Lebewesen zu erkennen, macht uns keine große Mühe. Die Steine oder gar die Erde als solche zu sehen, ist bestimmt nicht so leicht. Aber wenn wir den Begriff «Leben» auf den Wandel zwischen Werden und Vergehen ausdehnen, werden wir auch diese «toten» Dinge nicht als leblos bezeichnen können.

Der Weg zur Heimat führt über das Leben der Heimat.

Vom ewigen Wandel

Die Erde habe ein Leben? — Wir sehen es nur nicht, weil unser Leben gar so kurz ist, um es sehen zu können. — Es gibt einen Kulturfilm, der das Leben der Pflanze durch sogenannte Zeitrafferaufnahmen darstellt, in dem wir so schön sehen, wie die Keimlinge den Boden durchbrechen, wie sich die Knospen öffnen und sich Blätter und Blüten entfalten. So einen Film könnten wir uns vom Leben der Erde denken. Dann müßten wir sehen, wie keines ohne das andere leben kann. Unsere Erde aber würde leben ohne Pflanzenkleid, ohne Tierwelt und ohne den Menschen. Sie ist ihrerseits nur an das Universum gebunden. Verfolgen wir den Gedanken weiter, so kommen wir schließlich zum Punkte, der Anfang und Ende zugleich ist. Wir müssen staunen vor der erhabenen Größe und können uns dem Gefühle der Ehrfurcht nicht entreißen. Staunen und Ehrfurcht vor allem wahrhaft Großen tut unserer Zeit, vor allem aber unserer Jugend not.

Es fällt uns nicht so leicht, dies alles in der ganzen Größe zu erfassen. Ich will versuchen, in Anlehnung an einen Gedanken von R. H. Francé Klarheit zu schaffen. Wir sind so kurzlebige Wesen. Millionen mal länger schon lebt die Erde. Wäre aber unser Leben Millionen mal länger als das der Erde, so müßten wir ihr Leben deutlich sehen; wir müßten sehen, wie die Erdrinde sich hebt und senkt, gleich einer atmenden Brust. Wir müßten sehen, wie die Meereswogen langsam über den ganzen Erdball hinziehen, ewig vernichtend und doch ewig neuschaffend. Wir müßten sehen, wie Berge werden und sich gleich Falten im Tischtuch aufwerfen und wieder vom Wasser zu Staub zerrieben werden. Unser verhältnismäßig kurzes Leben aber läßt sie uns starr und fest erscheinen. — Wir können uns die Sache auch von der entgegengesetzten Seite her anschauen. Denken wir an eine Welle auf dem See! Wie sie heranrollt, wie sie sich bewegt, sich hebt und senkt, wie ein beweglicher Berg. So erscheint sie uns, weil wir ihrem Leben gegenüber so riesig langlebig sind. — Kehren wir die Verhältnisse wieder um! Denken wir uns, unser Leben würde nur $\frac{1}{1000}$ Sekunde dauern. Dann würde uns die Welle als stillstehender Wasserberg erscheinen, wie uns die Alpen als

stillstehendes Gebirge gegenüberstehen. — Betrachten wir einmal eine Landschaft unter diesem Gedanken des Wandels! Wie klein wir werden! Auch das tut uns not, in der Zeit, da jeder groß sein möchte.

Der Vollständigkeit halber seien auch Pflanzen- und Tierwelt erwähnt. Unser Film müßte auch zeigen, wie Pflanze und Tier von der Erde Besitz ergreifen. Dann könnten wir erkennen, wie die Erde für die gesamte Natur die Lebensbedingungen schafft, aber auch, wie sich Pflanze und Tier diesen Bedingungen anpassen müssen, um sich neue Lebensmöglichkeiten und Lebensgebiete zu schaffen. Wir müßten sehen, wie alles Leben seinen Anfang im Wasser hat. Die Urform der Pflanzen sind die Algen und Tange. Der Weg führt weiter zu den Moosen, Farnen und Gräsern und schließlich zu den Insektenblütlern. Auch die Entwicklung der Tierwelt beginnt im Wasser und erobert sich von da aus das Land. Dies alles möge als kurzer Hinweis genügen. Es kann sich hier nicht um Behandlung entwicklungsgeschichtlicher Fragen handeln.

Ein Kampf um die Erde ist es, den Pflanze und Tier führen. Immer bleiben sie Sieger und besiegen die Erde doch nicht. — Wenn wir im Pflanzenreich sehen, wie es sich seinen Standort, die Erde erobern muß, so wird dem Tierreich von Erde und Pflanze der Weg gewiesen. Auch zwischen Pflanze und Pflanze, wie zwischen Tier und Tier bestehen Beziehungen und Bindungen. Es sei nur auf die vielen Pflanzen- und Tiergesellschaften und Symbiosen verwiesen.

Auch der Mensch hat sich anzupassen, an Erde, Pflanze und Tier, selbst wenn er glaubt, hoch über ihnen zu stehen. Dies wird uns klar, wenn wir an die ersten Bewohner unserer Heimat denken. In der Urgeschichte tritt uns diese Abhängigkeit besonders deutlich entgegen. In stets wechselnder Form besteht sie aber durch alle Zeiten bis auf den heutigen Tag. Wenn wir ein Haus bauen wollen, haben wir uns nach dem Baugrund, nach Quellen, nach der Sonnenlage und vielem anderem zu richten. Betrachten wir die Anlage von Siedelungen, Straßen und Bahnen usw., so tritt uns die Abhängigkeit von vielen Faktoren, die uns durch die Natur geboten sind, immer wieder vor Augen.

Auch der Mensch steht in ähnlichem Abhängigkeitsverhältnis zur Erde und seiner gesamten Umwelt wie Pflanze und Tier. Auch er muß sich ihnen anpassen. Während dies Pflanze und Tier durch Anpassung in ihren Lebensformen, Schutzmitteln und Waffen tun, erreicht der Mensch sein Ziel durch seinen Geist, seiner edelsten und vornehmsten Waffe.

Wenn ich in möglichster Kürze die Geschichte des Lebens skizzierte, um große Zusammenhänge zu zeigen, um das ganze Geschehen auf dem Erdball als große Einheit erkennen zu können, so fehlt noch die Betrachtung eines Gebietes, um den ganzen Stoffkreis erschöpft zu haben: der Sternhimmel.

Wohl seit Menschen leben, war dieser ihm, dem Schwachen, ein Reich des Wunders und vermochte sein Herz zu rühren. Sein Gemüt, wie seinen Geist, vermochte er in seinen größten Tiefen zu bewegen, und sein Wunder nimmt auch für uns kein Ende.

Die Verehrung des Sternhimmels kommt nicht von ungefähr. Schon unsere Vorfahren und besonders die alten Kulturvölker des Morgenlandes erkannten die Bedeutung des Wandels der Gestirne. Ohne ihn wäre überhaupt kein Leben auf unserer Erde denkbar. Wo wären Tag und Nacht? Sommer und Winter, Frühling und Herbst? Ein Leben aber, das ohne Licht, ohne Wärme, ohne den Wechsel bestehen könnte, kennen wir nicht.

So ist es folgerichtig, wenn wir die Erde mit ihren Geschöpfen einordnen in das Große, Ganze, in das Weltall. Erst diese Betrachtung der Erde im Zusammenhang der Gestirne, als kleiner Stern selbst, läßt uns das Leben von Pflanze, Tier und Mensch ganz erkennen und verstehen.

Folgerungen für den heimatkundlichen Unterricht

Es gab eine Zeit, die alle diese Zusammenhänge nicht sah. Sie begnügte sich mit der Aufzeichnung und Einordnung der Tatsachen. Es war die Zeit der Systematik, die in der Botanik die Staubgefäße, Griffel, Kelchblätter und Blütenblätter zählte, um die Pflanzen darnach einteilen zu können. Verwandt mit dieser Botanik ist die Geographie, die sich mit dem Wissen zahlreicher Ortschaften und Berge samt Höhenzahlen erschöpft, oder die Geschichte, die beim Wissen möglichst vieler Tatsachen stecken bleibt.

Das war die Zeit der Empirie, der Erfahrung, des Wissens. Ihre Vertreter glaubten, mit der exakten Beobachtung der Tatsachen und ihrer genauen Beschreibung sei die Aufgabe der Wissenschaft erfüllt.

Der Empirie gegenüber steht die Theorie, das Verstehen, die Erkenntnis. Zwei Extreme stehen einander gegenüber. Wie wir die bloße Sammlung und Beschreibung heute verneinen, ebenso müssen wir die bloße Theorie, die ihre Blüten in spekulativen Philosophien trieb, verneinen.

Wir wollen nicht lachen über diese Zeiten. Auch sie waren nötig und führten einen großen Schritt weiter. Unsere heutige Stellungnahme wäre nicht möglich ohne das reiche Wissen, das uns unsere Vorfahren zusammengetragen, auf das wir heute weiterbauen. Die Errungenschaften von heute sind die Früchte des Gestern und tragen den Keim in sich für das Morgen. Wir wachsen auf dem Boden der Vergangenheit und tragen zugleich die Wurzeln der Zukunft in uns.

Wenn heute die Wissenschaft ihr Augenmerk auf ganzheitliche Betrachtungsweise legt, so ist das richtig, und wir müssen diese grundsätzlich anerkennen. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind Gipfelpunkte geistigen Schaffens, die wir unseren Volksschülern nicht zumuten können. So kann für uns die oben skizzierte Betrachtungsweise nicht in dieser Form in Frage kommen. Es soll damit nur das Wesen des ungeheuren Stoffes, von dem unsere heimatliche Scholle einen kleinen Teil bedeutet, aufgezeigt sein. Wir müssen darin gleichsam ein Ziel sehen, das wir nie erreichen werden, aber zu dem wir den Weg suchen. Ein Ziel, das uns die Richtung weist.

Wir werden nie erreichen, daß unsere Volksschüler unsere Erde mit allem Leben als Ganzes erfassen können. Auch unser Oberschüler wird nicht reif sein, die großen Zusammenhänge voll zu erkennen. Sie müssen uns Ziel sein und bleiben, nach dem wir den Unterricht orientieren. Diesem aber müssen wir eine Form geben, die das Kind anregt, weiterzudenken, wenn es einmal dazu fähig sein wird. Auch unsere Abschlußklassen wollen nicht abschließen, sondern die Türe öffnen für das reiche, weite Leben, das vor den Augen des jungen Menschen steht. Das können wir nicht, wenn wir uns mit dem Wissen einzelner Tatsachen begnügen. Wir können es aber, wenn wir das Leben in den Vordergrund stellen.

Das bedingt aber, daß wir in vielen Fällen die Gliederung in Fächer opfern. Die Fächerung hat nur einen Sinn als äußere, organisatorische Maßnahme. Niemals darf sie dem Wesen nach zusammengehörende Stoffe trennen und aus-

einanderreißen aus dem Zusammenhang. So treffen sich bei der Behandlung einer Siedelung immer Fragen aus ganz verschiedenen Gebieten. Ich deute nur an: Lage in bezug auf die Bodengestaltung und Sonnenlage, Klima und Bodennutzung, Verkehrsmöglichkeiten, historische Entwicklung. Es wird wohl niemand einfallen, hier eine Aufteilung in Naturkunde, Geographie und Geschichte vornehmen zu wollen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten betrachtete man die Heimatkunde als Vorläufer der Geographie, als Fach für etwa das vierte Schuljahr; als Vorschule für die Realfächer überhaupt. Das scheint mir falsch zu sein. Ich möchte Heimatkunde als Prinzip aufgefaßt wissen, als Grundsatz, der für die ganze Schulzeit (auch der Sekundarschule) Berechtigung hat. Sie ist die Vorschule für das Verständnis der Fremde. Auf dem heimatlichen Boden muß der Grund für das Verständnis der Geschehnisse in der weiten Welt gelegt werden.

Aus der Schulstube

Es stellt sich uns nun die Frage, welche heimatlichen Stoffe in der Volksschule behandelt werden sollen und wie die heimatlichen Erscheinungen ausgewertet werden können. Es wird nicht möglich sein, hier eine vollständige Stoffreihe, ein Idealprogramm, aufzustellen, weil jede Heimat ihre besondern Eigenheiten hat. Es kann sich auch hier nur um einige Beispiele handeln, die den Weg weisen mögen und die grundsätzliche Einstellung illustrieren sollen. Praktisch kommt jede Erscheinung in Natur, Geschichte, Kultur, Volksleben usw. in Frage. Damit ergibt sich eine Fülle, die niemals voll bewältigt werden kann. Die Auswahl muß jedem einzeln überlassen werden. Möge sie stets mit dem Blick auf das Große, Ganze, mit dem Blick auf das, was am Ende der Schulzeit erreicht sein soll, getroffen werden.

Das «Wie» für die Behandlung der Stoffe richtet sich nach ihrer Eigenart selbst, aber auch nach der geistigen Fassungskraft des Schülers. Hüten wir uns, aus allem eine Wissenschaft zu machen. Es geht nicht darum, unsere Schüler zu Alleswissern zu erziehen. Es kann sich nicht um Aneignung eines vollständigen Wissens und Verstehens handeln. Wenn wir dem jungen Menschen die Augen öffnen und ihn zum Selberdenken anregen können, wird er später den Weg finden, der ihn immer wieder zur Heimat zurück führen wird.

Treten wir also in aller Unbefangenheit, wie das Kind es ohne weiteres tut, an die Sache heran. Gute Beobachtung und Betrachtung sichern die nötigen Denkfragen. Denkende Betrachtung ist ein vorzüglicher Helfer.

Vom heimatlichen Boden. Es wäre bestimmt falsch, zu sagen, wir sprechen von der Geologie der Heimat. Wir reden ganz einfach davon, wie der heimatliche Boden aufgebaut ist, oder wie er seine heutige Gestaltung bekommen hat. Greifen wir mitten ins Leben hinein und nehmen wir die Natur so wie sie ist, wie sich das Leben tagtäglich, stündlich, vor unseren Augen abspielt! Wir besprechen z. B. was das Wasser schon alles an unserer Heimat gearbeitet hat, durch Erosion und Akkumulation, durch Abtrag und Aufschüttung. (Man beachte das fremde und das deutsche Wort!)

Wir treten nach einem starken Regenguß ins Freie. Oder wie wäre es, wenn wir uns ausnahmsweise auch während des Regens einmal hinaus wagten? Dann

sind wir an Beobachtungsgelegenheiten nicht verlegen. Alltägliche Erscheinungen treten uns zwar entgegen, und doch lehnt es sich, sie einmal genauer zu beobachten und zu betrachten. Da entdecken wir ganze Flußläufe en miniature. Hier Abtrag, dort Aufschüttung. Steine werden unterspült und Sandbänke untergraben, bis sie schließlich einstürzen und weitergeschwemmt werden. Grobe Steine bleiben bald liegen, Sand wird weiter getragen und bildet am Ablagerungsplatz schöne Schuttkegelchen. Kein großer Bach kann uns die Talbildung eindrucksvoller zeigen. Ein großer Fluß zeigt uns wohl sein fertiges Tal, einen Zustand, aber nicht das Werden. — Das sind Beobachtungen vom Wegrand. Kiesgruben oder Rutschungen am Bergbach zeigen ähnliche Formen. Von diesen Kleinigkeiten führt der Weg zu den großen Erscheinungen. Hier beginnt das Verständnis für die Erosion, für das Delta, für das Treppental (Reußtal, Haslital, Tessental), für die Schuttkegel (als Siedlungsplätze in manchen Bergtälern).

Einmal wanderte ich mit einem Kollegen über Schutt- und Geröllhalden in den Bündner Bergen. Steine, Schutt und wieder Schutt! Da sagte mein Freund: «Das ist das Land der Zukunft», und in gewissem Sinne hatte er recht. Irgendwann wird dieses Material zu Tal geschwemmt und irgendwo wieder aufgeschüttet, als Neuland. So ist das ganze St. Galler Rheintal aufgeschüttet worden, zu einem großen Teil aus Nolla-Schlamm.

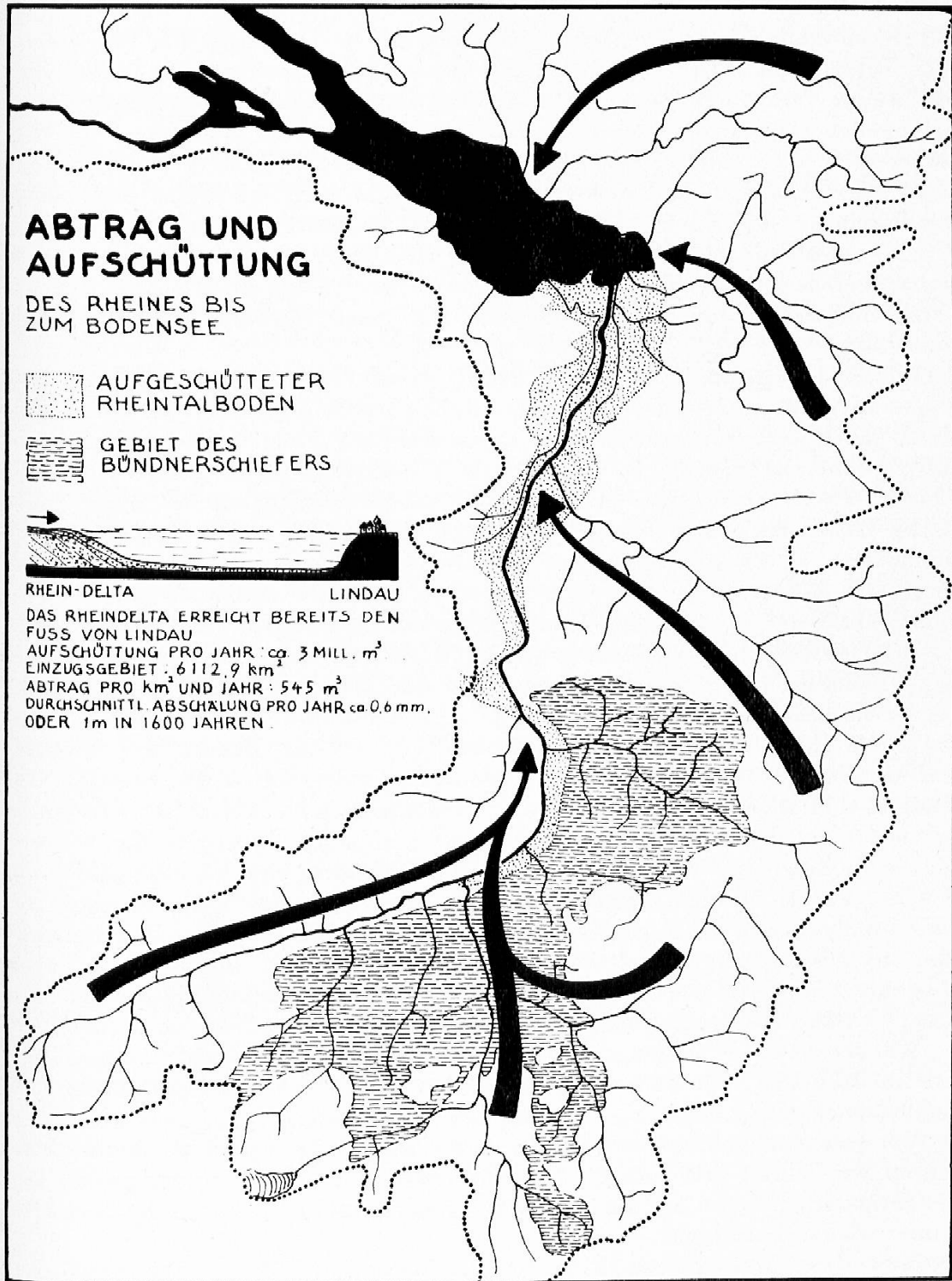
Der Abbau der Alpen geht immer weiter vor sich. Das Rheindelta im Bodensee wird immer größer, die Berge werden immer niedriger. Wohin soll das führen? Werden unsere Alpen, die ewigen Berge, wirklich einmal verschwinden? Eines ist sicher: Nichts wird vernichtet, neue Welten entstehen. Muß dieser Gedanke des ewigen Auferstehens nicht ans Herz greifen?

Nach gründlicher Beobachtung des heutigen Geschehens ist der Weg zur Vergangenheit gar nicht so weit. Die Bäche und Flüsse arbeiteten schon in der Urzeit nach gleichen Gesetzen, wenn auch nicht immer in gleichem Ausmaß. So wird die Erklärung der Entstehung unserer Molasseberge, als riesige Deltas in Meeren des Tertiärs, wenigstens in den oberen Klassen auf keine Schwierigkeiten stoßen.

Auch die Behandlung eiszeitlicher Fragen dürfte keinen großen Schwierigkeiten begegnen. Kiesgruben, alte Moränenwälle, eiszeitliche Schotter und Findlinge bilden den Ausgangspunkt für das Geschehen während der Eiszeit. Ein Blick von einer Anhöhe auf ein Nebelmeer gibt uns ungefähr ein Bild der eiszeitlichen Gletscher und der damaligen Landschaft. Was aber die Eiszeit für unser heutiges Leben bedeutet, können wir ermessen, wenn wir an den Thurgau mit seinen Obstbaumgärten denken. Der ausgedehnte Obstbau wäre gar nicht möglich ohne den tiefgründigen Boden, den wir dem Rheingletscher verdanken. Wir leben von dem, was Jahrtausende vor uns geschaffen wurde.

Auf den gleichen Gedankengang stoßen wir, wenn wir an die Kohle denken. Ausgangspunkte für die Besprechung dieses Stoffgebietes können Torfmoore, verlandende Seen und Weiher, vor allem aber Kohlenvorkommnisse selbst bilden.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß selbst geologische Fragen in der Volksschule besprochen werden können, aber auch, wie es möglich ist, einfache Beobachtungen als Ausgangspunkte für weitausholende Betrachtungen zu benutzen.



Die Kartenskizze zeigt Abtrag und Aufschüttung im ganzen Rheingebiet bis zum Bodensee und möchte anregen zur Darstellung kleinerer Gebiete, wo es möglich wäre, auch die Wildbachverbauungen einzutragen.

Aus dem Leben der Pflanze. Auch hier stellen wir nicht systematische, sondern biologische Gesichtspunkte in den Vordergrund. Nicht die Zerlegung und Beschreibung des Einzelnen ist die Hauptsache und nicht die Frage nach dem Nutzen und Schaden, sondern das Leben. Auf systematische Vollständigkeit ist zu verzichten. Wohl ist eine Menge von Einzelbeobachtungen nötig. Diese sollen aber auf die Lebensformen gerichtet sein. Wir beobachten die Keimungs- und Wachstumserscheinungen, die Anpassung an Wasser und Land, an Licht und Schatten, an Trockenheit und Feuchtigkeit, an Hitze und Kälte, Alpenpflanzen mit kurzer Vegetationsdauer, Blütenformen und Bestäubung, Früchte und Samenverbreitung. Für die Oberstufe kommen Beobachtungen ganzer Lebensgemeinschaften in Frage, etwa der Wald, der Teich mit seinen Verlandungserscheinungen, die Besiedelung einer Geröllhalde, einer alten Mauer usw.

Interessant ist immer die Besiedelung eines verlassenen Steinbruchs. Wo Wasseradern über das Gestein fließen, treffen wir Algenpolster. Heben wir sie ab, so fallen sie zusammen zu einer unansehnlichen, ekligen Masse. Bleiben sie auf trockener Erde liegen, so verschwindet das kräftige Grün. Diese Urform der Pflanze, wie sie als einziges Lebewesen die Meere der Silurzeit bewohnte, stirbt ab. Sie ist ein Kind des Wassers; sie vermag nur in ihm zu leben und sich fortzupflanzen. — An trockenen Stellen lassen sich Flechten nieder. Wir treffen aber auch Moose, die mit feuchter Unterlage zufrieden sind und ganze Polster bilden können. Sie haben das Erdreich bereits bezwungen. Noch fehlen ihnen eigentliche Wurzeln. Die Befruchtung kann nur mit Hilfe des Wassers, das bei Regenfällen die Polster erfüllt, erfolgen. Die Fortpflanzung erfolgt durch Sporen. Die Farne besitzen bereits Wurzeln und sind dadurch auf dem Lande ansässig geworden. Ihre Fortpflanzung aber bedarf wie bei den Moosen des Wassers. Auf schmalen Felsgesimsen hat sich Humus gebildet, durch Verwitterung des Gesteins und abgestorbene Moospolster. Besonders eindrucksvoll ist es zu sehen, wie selbst auf den Gipfeln der Berge kleine Humusschichten getroffen werden. Woher stammen sie? Humus gibt immer auch Gräsern eine Lebensmöglichkeit. Wie die Farne, besitzen auch sie Wurzeln, die sie an das Vorhandensein von Erde binden. Auch die Fortpflanzung hat sich vom Wasser gelöst. Die Befruchtung der Blüte erfolgt durch den Wind (Windblütler). Es ist nun leicht, auch noch die nächste Entwicklungsstufe zu finden: die Insektenblütler, die ihre Fortpflanzung und Verbreitung auf Tier und Mensch gründen.

Was wir heute in mannigfaltiger Art nebeneinander beobachten, das vollzog sich in Millionen von Jahren nacheinander. Es ist die Lebensgeschichte des Individuums, des Einzelnen, wie der ganzen Gesellschaft.

Vor einem müssen wir uns hüten. Wir dürfen nicht verallgemeinern. Beobachten wir selbst! Die Besiedelung eines Steines ist nicht immer gleich. Der Feuchtigkeitsgrad, die Art des Gesteins, Schatten- und Sonnenlage usw. schaffen immer wieder Varianten.

Aus dem Leben der Tiere. Wie wir den botanischen Unterricht nach biologischen Gesichtspunkten orientieren, so muß auch für die Zoologie das Leben im Vordergrund stehen. Direkte Beobachtungen an Großtieren sind zwar immer mit gewissen Schwierigkeiten verbunden. Doch bieten sich genügend Gelegenheiten, vor allem wenn das Kind gelernt hat, die Augen offen zu halten. Wir brauchen ja nicht nach systematischer Vollständigkeit zu trachten. Das

Landkind, das sich oft allein in Feld und Wald aufhält, beim Viehhüten, bei Landarbeiten usw., ist natürlich gegenüber dem Stadtkind im Vorteil.

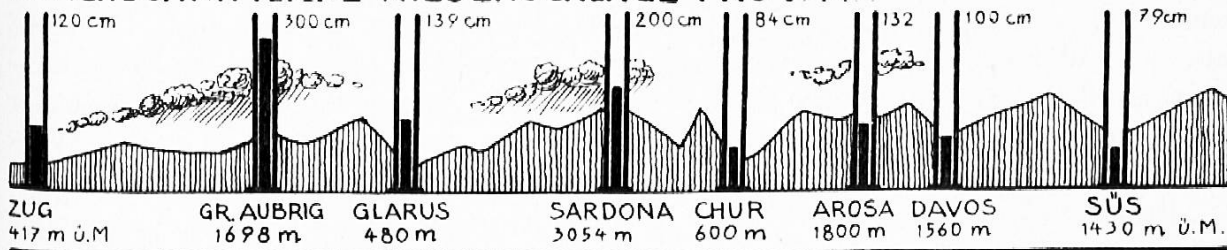
Wir beobachten, wie die Tiere gebaut sind für das Leben im Wasser, auf den Bäumen, in der Luft, in Höhlen; den Nestbau und die Brutpflege der Vögel; Schnäbel und Füße der Vögel; Pflege der Jungen; Pflanzen- und Fleischfresser usw.

Reiche Beobachtungsmöglichkeiten bieten die Kleintiere. In keinem Schulzimmer sollten gut gepflegte Vivarien (Aquarium, Terrarium, Formicarium, Schmetterlingskästen) fehlen. Hier sehen wir, wie aus Froschlaich Fröschelein werden, wie sich Gelbrandkäfer und Libellenlarven auf ihre Beute stürzen, wie Raupen sich verpuppen und Schmetterlinge der Puppe entschlüpfen, wie Eidechsen sich Gruben graben, um die Eier hineinzulegen und wie nach etlichen Wochen junge Eidechselein das Terrarium beleben, und viel anderes dazu. Das sind keine alltäglichen Dinge und sprechen das Kind sehr an. Die Fragen nach Lebensart und Lebensmöglichkeit stellen sich von selber ein.

Das Kind sieht das Leben vor sich, und damit sind auch schon die Beziehungen zur Natur geschaffen, die ein Vertrautwerden mit ihr sichern. Dann ist auch der Boden für den Naturschutz geschaffen; für den Naturschutz, der Lebensschutz ist und nicht nur einer Laune folgt, die einfach einem romantischen Gefühle entspringt.

Von Wind und Wetter. Wir reden so viel vom Klima eines Ortes und geben uns so wenig Rechenschaft darüber, um was es sich handelt. Wir begegnen diesen Fragen in Naturkunde und Geographie und gehen oft so darüber hinweg, als ob alles vorausgesetzt werden könnte. Wenn auch vieles erst auf der Oberstufe voll verstanden werden kann, so gibt es doch schon in den untern Klassen viele Beobachtungsmöglichkeiten: Winde und Windrichtung, Temperaturen in den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, Messungen von Niederschlägen, Beobachtungen von Wolkenbildungen usw.

DURCHSCHNITTliche NIEDERSCHLÄGE PRO JAHR



Diese Darstellung zeigt das bündnerische Trockengebiet östlich der Linie Reichenau-St. Moritz, das unter dem Einfluß der feuchten Westwinde steht. — Dagegen treffen wir niederschlagsreichere Gebiete in der Gegend des Rheinwaldhorns mit den nach Süden offenen Tälern.

Die Schaffung des Verständnisses für diese Erscheinungen und die Zusammenhänge ist allerdings ein Gebiet für die Oberstufe, wo im Physikunterricht viele Vorgänge geklärt werden können: Hoch- und Tiefdruckgebiete, Entstehung von Winden, verschiedene Erwärmung der Luft über dem Wasser und über dem Lande, Land- und Seewinde, Berg- und Talwinde, Föhn, Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Entstehung von Niederschlägen, Steigungsregen usw.

Wenn diese grundlegenden Erscheinungen anhand von Versuchen und Naturbeobachtungen verstanden sind, ist der Weg zum Verständnis der Monsune oder der äquatorialen Regenzone mit anschließenden Steppen- und Wüstengebieten nicht mehr weit. Im Zusammenhang mit botanischen Beobachtungen ergibt sich das Verständnis für allerlei Vegetationsformen: Urwald, Steppe, Wüste usw.

Es sind dies schöne Beispiele dafür, wie die Heimatkunde den Weg zum Verständnis der Fremde weisen kann.

Heimatliche Geschichte. Geschichte ist das, was seit urdenklichen Zeiten alles geschehen ist und schildert das Verhältnis vom Menschen zur Natur und von Mensch zu Mensch. Wir fassen auch hier den Begriff weit und schließen die Betrachtung jener Zeiten, die noch nicht durch schriftliche Quellen belegt sind, also die Urgeschichte, mit ein. Wir könnten auch mit Ernst Schneider einig gehen, der das Märchen als Geschichtsstoff für das erste Schuljahr bezeichnet. «Sie (die Märchen) gehören zu den ersten Erzeugnissen der Kultur. Sie bringen den primitiven Willen zum Leben zum Ausdruck. Sie beschäftigen sich mit den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen und -beziehungen.» Auf jeden Fall sollte der Geschichtsunterricht nicht erst mit der Geschichte der Eidgenossenschaft oder der drei Bünde einsetzen. Von den Märchen führt der Weg zu Robinson. Dann ist der Schritt zu den Höhlenbewohnern, zur Urgeschichte, nicht mehr weit. Man mag vielleicht sagen, dieser Stoff sei dem Kinde zu fremd, zu weit ab liegend. Ich glaube es kaum. Das Bündnerland besitzt eine Reihe prähistorischer Stätten, die als Ausgangspunkt dienen mögen. Wenn wir sehen, wie das Kind selbst die Handhabung fertiger Werkzeuge erlernen muß, wie es selbst ihm fehlendes Werkzeug durch Stein und Holz ersetzt, dann werden wir ihm auch das Verständnis für den Menschen, der in gleicher Art mit gleichen Problemen ringen mußte, zumuten können. Dabei kann es sich ja nicht darum handeln, eine vollständige Urgeschichte zu vermitteln. Die Engadiner werden aber kaum die bronzzeitliche Brunnenfassung in St. Moritz, die sogar darauf hin deutet, daß das Oberengadin schon zu jener Zeit eine Art Kurlandschaft war, unbeachtet lassen. Auch römische Fundstellen ziehen das Interesse auf sich. Wenn je einmal im Unterricht die Besprechung von Weg- und Straßenanlagen auftritt, sollten die Römerstraßen nicht vergessen werden. Sie zeigen uns klar und deutlich, wie Flußläufe und Täler von altersher die großen Verkehrswege wiesen.

Interessante Stoffe bietet auch die Siedelungsgeschichte eines Tales oder einer Landschaft. Orts- und Flurnamen, auch Geschlechtsnamen geben Hinweise. Woher kamen die ersten Siedler? Warum und wie ließen sie sich gerade da nieder? Vielleicht sind gar Reste ihrer Kultur noch in Bräuchen, Sitten und Sprache erhalten. Das sind Gebiete, welche die Verbundenheit mit Volk und Boden spüren lassen.

Die Geschichte hat nicht nur die Abhängigkeit des Menschen vom Boden und die kulturelle Entwicklung zu zeigen. Es besteht auch ein Verhältnis der Menschen untereinander, des Einzelnen wie der Gesellschaft. Damit treten wir auf den Boden der politischen Geschichte. Nach dem ersten Weltkrieg ertönte ein lauter Ruf nach Kulturgeschichte, um der rohen Kriegsgeschichte zu steuern. Begreiflicher Weise! Man glaubte, damit dem Frieden zu dienen. Wir mögen uns dazu stellen wie wir wollen, schließlich sind auch die schrecklichsten Kriege

historische Tatsachen, und ihre Streichung aus dem Geschichtsunterricht käme einer Aktenfälschung sehr nahe. Es kommt einzig darauf an, wie wir diese Stoffe auswerten. Das liegt in unserer Hand.

Es hält schwer, für Graubünden allgemein gültige Richtlinien für die Geschichte des Kantons aufzustellen, weil fast jede Talschaft ihre eigene Geschichte hat und kaum von einer Bündner Geschichte gesprochen werden kann. Das zwingt geradezu zur Heimatgeschichte, von der aus die Fäden in benachbarte Gebiete führen. Alte Akten und Chroniken, die Geschichte einzelner Familien, Gedenktafeln, Museen usw. liefern genügend Stoffe. Von der Heimat aus müssen die Fäden in die Schweizergeschichte hinüber gesponnen werden, dann können wir nicht fehl gehen.

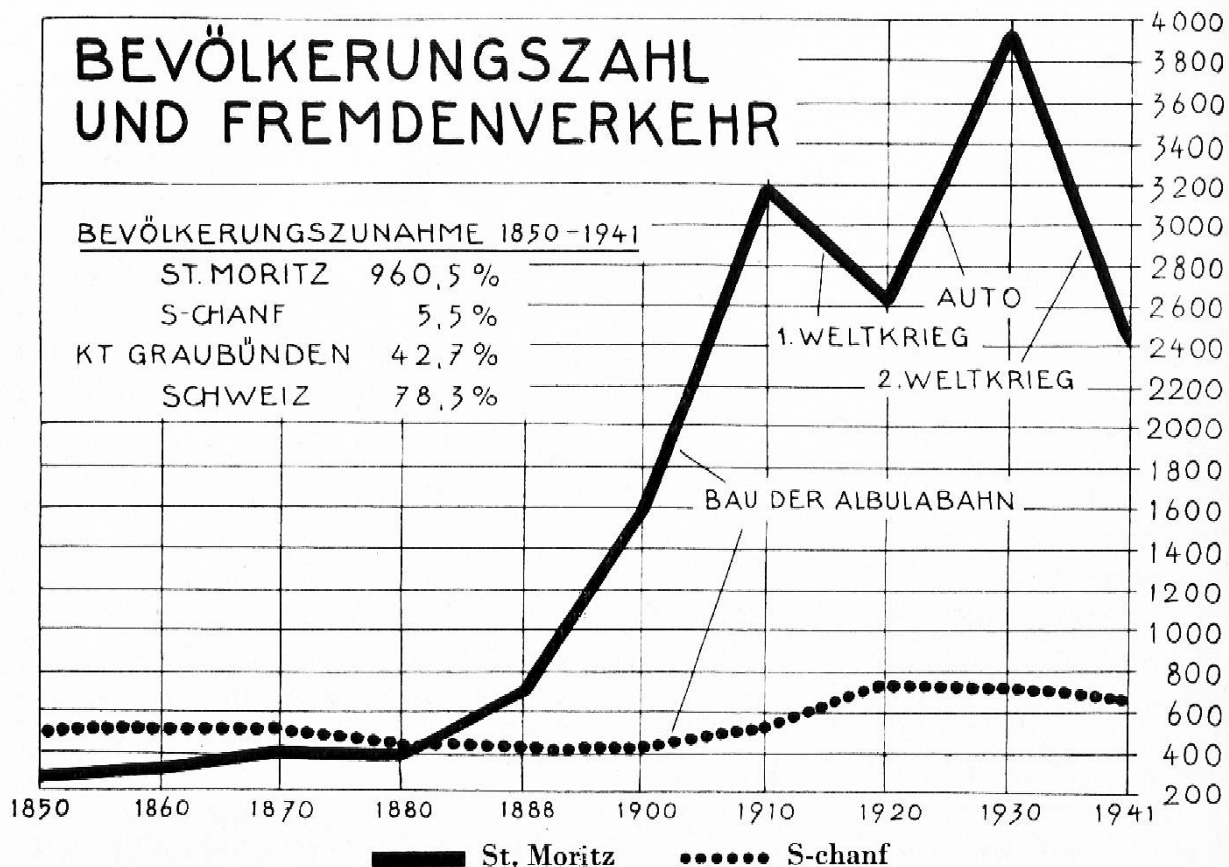
Das schwierigste Kapitel scheint mir die Verfassungsgeschichte zu sein. Gewiß gibt es viele Anknüpfungspunkte im Haushalt der Gemeinde, bei Abstimmungen und Wahlen. Wir wollen sie voll ausnützen, bei jeder Gelegenheit. Wir legen damit den Grund für die Arbeit in der Gewerbe- und Fortbildungsschule, wo erst das volle Interesse erwachen wird.

Kulturgeschichte und Volkskunde. Schon die Besprechung urgeschichtlicher Tatsachen bedeutet zum größten Teil Kulturgeschichte. Wir hören, wie jene Leute wohnten, was sie arbeiteten und wovon sie sich ernährten. Den hier gefundenen Faden verfolgen wir weiter.

Es lohnt sich, einmal ein altes Bauernhaus anzusehen. Graubünden ist an guten Beispielen nicht verlegen und besitzt im Engadinerhaus eine Bauart, wie sie in der ganzen Schweiz nicht mehr zu finden ist. Warum diese Bauart? Ist es Mangel an Bauholz oder ennetbirgischer Einfluß, der sie schuf? Wir vergleichen damit das Thurgauer Riegelhaus, im Flachland, wo geeignete Bausteine nicht in genügender Menge vorhanden waren, wo es aber auch an Bauholz mangelte. Und dazu gesellt sich schwäbischer Einfluß. — Weitere Fragen regen zum Nachdenken an: Warum sind die Mauern so dick, die Fenster so klein? Warum liegen Wohnung und Stall und Scheune unter einem Dache? — Wir gehen auch der Betrachtung von Neubauten nicht aus dem Wege. Hat die neue Bautechnik Vereinfachungen, vermehrte Bequemlichkeit, eine praktischere Einteilung gebracht? So ergibt sich eine kurze Geschichte des Bauernhauses.

Auch das Herrenhaus sei nicht vergessen: Die Ritterburg als Herrenhaus des Mittelalters, die Herrschaftshäuser des 17. und 18. Jahrhunderts und von heute. Aber nicht nur das Äußere interessiert uns, sondern auch das Inventar, das Mobiliar. Die Museen von Chur und St. Moritz, Arosa, Klosters und Disentis usw. bieten prächtiges Anschauungsmaterial.

Das gibt Anlaß, um auch über Volkskunst zu sprechen. Mit wieviel Geschmack und sicherem Empfinden wurden Ornamente in Truhen und Geräte geschnitten und schöne Kreuzstichmuster auf Kissen und Kleidungsstücke gestickt! Es ist eine Kunst, die weitergepflegt werden muß und an der die Schule nicht achtlos vorbeigehen darf. Der Handarbeitsunterricht der Knaben und die Arbeitsschule der Mädchen haben sich mit solchen Fragen zu beschäftigen. Es genügt aber nicht, daß wir nur kopieren. Im Zeichenunterricht bietet sich Gelegenheit, neue, eigene Muster zu entwerfen, die in Werkstätte und Nähsschule an Gegenständen ausgeführt werden. Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß dies durchaus möglich ist. Dann erwacht das Interesse an der Volkskunst, das an langen Winterabenden in besondern Kursen für Jugendliche ausgenützt werden



Die Bevölkerungszunahme von St. Moritz, dem Kurort, ist bedeutend größer als jene der Hauptstadt Chur (175,9%). Dagegen ist S-chanf (1850: 439 Einwohner), als Bauerndorf, das 1850 beinahe doppelt so groß war wie St. Moritz (1850: 228 Einwohner) stark zurückgeblieben, weit hinter dem schweizerischen Durchschnitt.

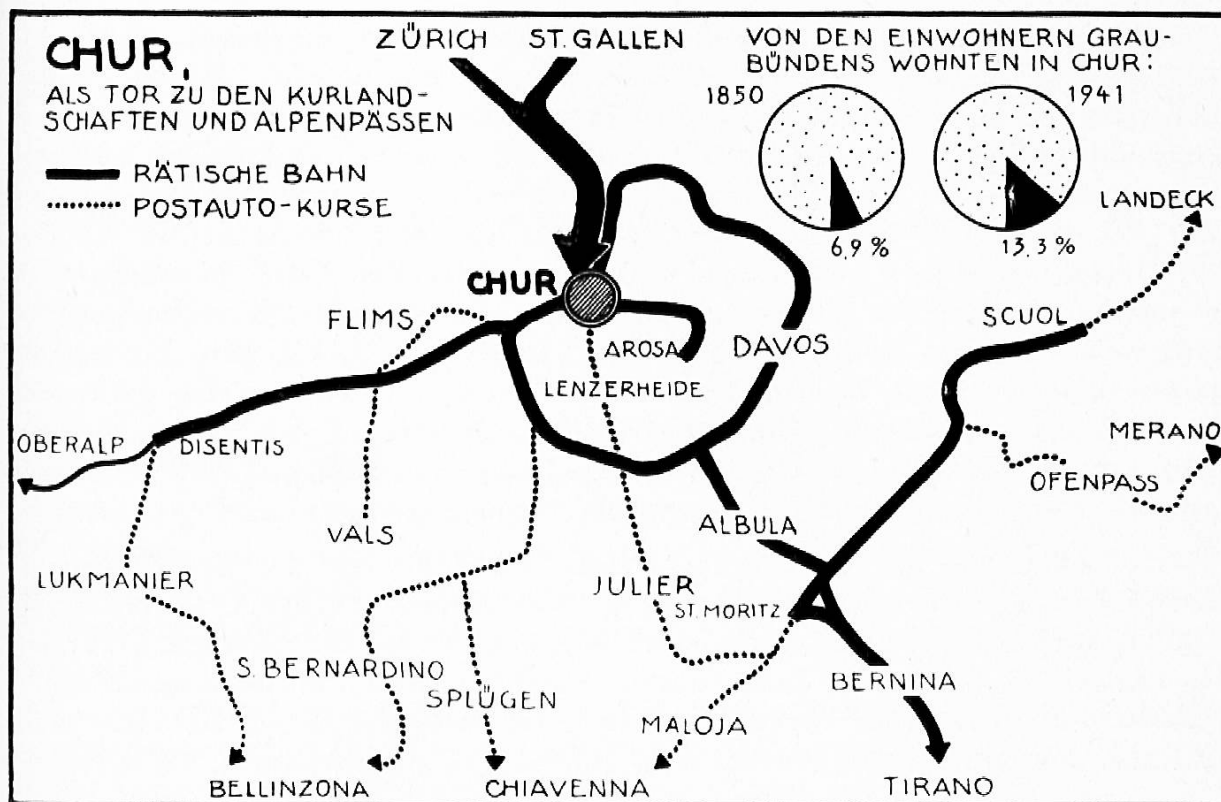
sollte. So dürfte es möglich werden, daß eine alte Tradition wieder auflebt, eine Tradition, die Bodenständigkeit und heimatliche Eigenart in sich trägt.

Wir kommen auch auf die Menschen und ihre Arbeit und Nahrung zu sprechen. Alte Werkzeuge und Geräte veranlassen uns zum Nachdenken. Von einem alten Talglicht ausgehend läßt sich die ganze Geschichte der Beleuchtung entwickeln. Ein altes Spinnrad veranlaßt uns, an jene Zeiten zu denken, da wir zu einem großen Teil noch Selbstversorger, sowohl in der Bekleidung als auch in der Ernährung waren. Darauf läßt sich die ganze Entwicklung der Industrie aufbauen — für Orte mit Industrie oder aber in den oberen Klassen zum Verständnis der Entwicklung des Schweizerlandes vom Agrar- zum Industrieland. Ich denke aber auch an die Wandlungen in der Landwirtschaft und Alpwirtschaft. Die Alphütte von einst und heute.

Es gibt auch eine Geschichte der Verkehrswege in bezug auf die Anlage (Wegführung), als auch auf die Bauart. Vielerorts sind alte Anlagen heute noch als Fußwege in Gebrauch. Wie unterscheiden sie sich von der modernen Straße? Steigung? Bauart?

Beachtenswert ist auch die Entwicklung im Brückenbau, vom einfachen Steg zur Holzbrücke bis zum Beton-Viadukt.

Entwicklungsreihen von den Verkehrsmitteln: Vom Zweiradkarren über die Kutsche zum Auto, oder über Holz- und Lastfuhrwerke zum Lastauto und Traktor. Von der ersten Eisenbahn bis zum elektrischen Leichtschnellzug. Der Übergang über die Alpenpässe, einst und heute.



Chur liegt auf dem Schwemmkegel der Plessur (Schutz vor dem Hochwasser des Rheins) am Eingang zum Rheintal und seinen Seitentälern. Es ist daher auch Ausgangspunkt zu allen wichtigen Bündnerpässen am Weg zwischen Deutschland und Italien. — Curia Raetorum war römische Militärstation an der großen Heerstraße zwischen Süden und Norden. Bischofssitz seit der Mitte des 5. Jahrhunderts.

Alte Kapellen und Kirchen und Herrenhäuser bieten, wenigstens für die obere Klasse, Gelegenheit zu kunstgeschichtlichen Betrachtungen.

Vergessen wir auch das Volksleben, wie es sich in alten Sagen, Sitten und Gebräuchen widerspiegelt, nicht. Es sind die Wurzeln, aus denen sich unser heutiges Denken und Handeln und Fühlen entwickelte. Echte Volksfeste und das Festhalten an guten Bräuchen werden zu den schönsten Jugenderinnerungen. Sie gehören mit zur Heimat. An uns Lehrern ist es, dieses alte Kulturgut zu hüten und zu wahren. Gewiß kann eine alte Form sich wandeln und sich der Neuzeit anpassen. Aber wir müssen sie bewahren vor Entartung.

Die Siedlung

Das alte Wohnhaus kann auch zum Ausgangspunkt für siedlungsgeschichtliche Betrachtungen werden. Zeigen wir, wie der Mensch in der ganzen Anlage seiner Wohnstätte darnach dringt, Sonne, guten Baugrund und Trinkwasser, Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten auf einem möglichst kleinen Raum zu besitzen. Zeigen wir auch, wie ganze Siedlungen samt ihren Weganlagen sich nach diesen Gesichtspunkten orientieren.

Im Voralpenland finden wir bei rein bäuerlicher Bevölkerung die Streusiedlung mit Einzelhöfen. Die Arbeits- und Wohnplätze liegen weit auseinander. Die Industrie aber schart die Wohnstätten um die Fabriken. Es entstehen

Dörfer und Städte. Industrie- und Verkehrsorte sind an die besten Verkehrslinien gebunden. Doch machen wir kein Schema daraus! Im Thurgau fehlte die Streusiedelung schon, als die Industrie noch keinen Einfluß ausübte, als nur Bauerndörfer bestanden. Auch im Engadin fehlen die Einzelhöfe, obwohl wir hier ursprünglich die reine Landwirtschaft vorfinden, wie z. B. im Obertoggenburg. Wir suchen die Ursachen. Im Thurgau ist es alemannische Art, in Weilern und Höfen beisammen zu wohnen und die umliegenden Güter gemeinsam zu bewirtschaften, die das Siedlungsbild schuf. Dazu kommt die ackerbauliche Bewirtschaftung des Bodens, welche die Zerstückelung der Felder durch Hofstätten lieber vermied. Und im Engadin? Ich kann mir denken, daß daran der strenge Winter schuld ist. Eine Dorfsiedelung bietet vor den Schneestürmen mehr Schutz. Eine Einzelwohnung in der Höhe von 1700 bis 1800 m scheint namentlich im Winter eine problematische Sache zu sein.

Wir beobachten im heimatlichen Raume auch die Lage der Siedlungen im Zusammenhang mit den Verkehrswegen. Wir treffen größere Ortschaften an Straßengabelungen (Thusis, Landquart usw.), Chur am Haupteingang zu den Alpentälern, Zernez an der Einmündung des Ofenpasses, Industrieorte an guten Verkehrslinien usw. Jede Verkehrsverbesserung wirkt sich in der Bevölkerungszahl aus. Die Albulabahn brachte dem Engadin einen gewaltigen Aufschwung.

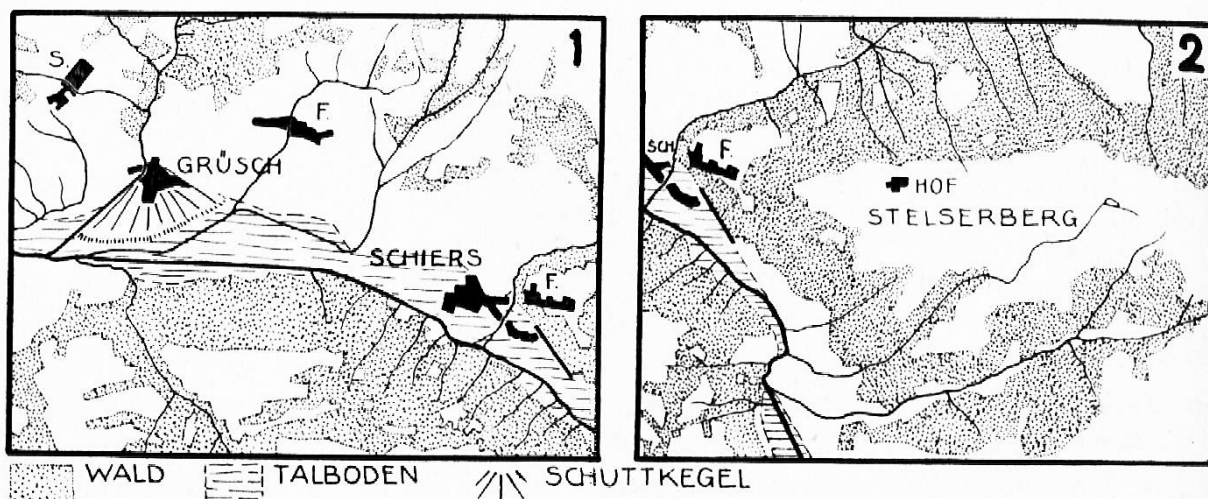
Bevölkerungszahl 1850 2917 Einwohner

1900 5429 Einwohner

Zuwachs in 50 Jahren 2512 Einwohner = 86%; pro Jahr = 1,7%

1910 8439 Einwohner

Zuwachs in 10 Jahren 3010 Einwohner = 55%; pro Jahr = 5,5%



Der Wald (in der Gegend von Schiers) besetzt die Schattenseite des Tales, während die Sonnenhänge gerodet wurden und als Wiesen und Weiden benützt werden.

Die Hochfläche des Stelserberges (östlich von Schiers) ist gerodet, während die Steilhänge zum Buchenertobel, zur Landquart und zum Schraubachtobel hinunter vom Wald besetzt sind. Schutz vor Rutschungen und Lawinen. Keine Rücksichtnahme auf Sonnen- und Schattenseite.

Zufolge des ersten Weltkrieges ging die Bevölkerungszahl in den Jahren 1910 bis 1920 auf 7885 zurück, stieg aber zwischen 1920 und 1930 auf 10 511 Einwohner. Das dürfte wohl auf die rasche Entwicklung des Autoverkehrs zurückzuführen sein.

Wie sich der Fremdenverkehr auswirkt, zeigen folgende Zahlen:

	1850	1930	Zuwachs %
St. Moritz, Kurort, Einwohnerzahl	228	3968	1646
S-chanf, Bauerndorf, Einwohnerzahl	439	512	16,6

Doch nicht die Verkehrslage allein bedingt Werden und Aufstieg eines Kurortes. Das Engadin lag weitab vom Verkehr, als es von den ersten Gästen aufgesucht wurde. Da war die Heilquelle von St. Moritz — eine Erscheinung der Natur—, die vielen Leidenden Heilung versprach. Da war aber auch die wundervolle Landschaft im Hochgebirge mit der klaren Luft und dem blauen Himmel ein Anziehungspunkt für Unzählige, die in der Großstadtluft müde geworden.

Es ist dies ein gutes Beispiel dafür, wie Hunderte von Menschen der Eigenart des heimatlichen Bodens eine Lebensmöglichkeit verdanken; dafür, wie wir immer noch abhängig sind von dem, was die Natur uns bietet.

Das sind verkehrsgeschichtliche und verkehrsgeographische Betrachtungen, die zu graphischen Darstellungen anregen. Von hier aus spannen sich Fäden zur Geographie der Schweiz.

Diese zusammenhanglos gewählten Beispiele wollen nur Andeutungen sein und ließen sich vermehren. Sie wollen zeigen, wie ein großer Teil des Geographieunterrichtes in Erd-, Natur- und Geschichtskunde aufgelöst wird.

Himmelskunde

Das ist das Gebiet, das über allen andern steht und in alle andern hineingreift. Es ist aber auch das Gebiet, das oft aus unserer Schularbeit entrücken will, weil wir die Schüler des Nachts nicht bei uns haben. Und doch läßt sich noch vieles machen. Welche Veränderungen eintreten müßten, wenn wir die Sonne nicht hätten, wird schon in untern Klassen verständlich sein. Beobachtungen über den Lauf der Sonne sollten durch die ganze Schulzeit fortgesetzt werden, bis sich ein Bild geben läßt von ihrer Bahn um die Erde. In den obern Klassen wird das Verständnis für die wirkliche Bahn der Erde um die Sonne vorhanden sein. Dann werden wir den täglichen Lauf und dessen Auswirkung für unsere engere Heimat verstehen, aber auch die Entstehung der Jahreszeiten. Welche Wirkung die Sonnenlage für eine Siedelung hat, berührten wir schon im vorhergehenden Abschnitt. Wir erkennen aber auch den Einfluß auf die Bewirtschaftung einer Landschaft. Unter diesem Gesichtspunkt betrachten wir den Sonnenhang und den Schattenhang eines Tales. Wo liegen die Wälder? wo die Wiesen und Weiden? Wie verläuft die Schneeschmelze? Auch Wege und Straßen folgen in Gebirgsgegenden oft der Sonnenseite (frühere Schneeschmelze).

Wenn immer möglich, sollten auch Beobachtungen über den Lauf des Mondes und der Sterne nicht fehlen. Sie gehören mit zum Bild der Heimat. Wie

wäre es, wenn wir unsere Schüler einmal ausnahmsweise auch zur Nachtzeit zu einer kurzen Wanderung antreten ließen? Eine Weihestunde sollte daraus werden! Eine Stunde, die uns eindrücklich zeigen sollte, wie nichtig und klein wir im ganzen Weltgetriebe sind, in dem Getriebe, dem wir nicht entrinnen können, und in dem auch wir, trotz unserer Kleinheit, nicht vergessen und verloren sind; in dem auch wir unsere Lebensmöglichkeit haben, aber auch unsere Aufgabe.

Sprache und Musik

Die Sprache ist die Vermittlerin unserer Kenntnisse und Erkenntnisse, wie auch unserer Empfindungen und Gefühle. Sie springt überall ein, wo eine Mitteilung, eine Erklärung nötig ist. Sie spielt daher auch im heimatkundlichen Unterricht eine bedeutende Rolle. Uns interessiert in erster Linie die heimatlichste aller Sprachen, die Mundart. Wie sie als Ausgangspunkt für den deutschen Sprachunterricht dienen kann, hat Otto v. Greyerz schon vor Jahrzehnten gezeigt. Und so gibt es heute kaum mehr eine Fibel, die sich nicht der Mundart bedient. Es gibt auch kaum mehr eine Fibel, die nicht altes Sprachgut, Kinderreime und Volkssprüche und dergleichen mehr verwendet. Von der Bedeutung der Märchen und Sagen war schon im Abschnitt über die Geschichte die Rede. — Wir wissen, welche Bedeutung die frühen Kindheitserlebnisse für die Entwicklung des Heimatgefühls haben, wir wissen aber auch, wie eng die Sprache mit diesen verbunden ist und fühlen uns daher verpflichtet, der Sprache der Heimat alle Sorgfalt zuzuwenden. Der Oberstufe vorbehalten bleibt die Lektüre von Prosa und Dichtung einheimischer Schriftsteller und Dichter.

Auch Volkslied und gute Volksmusik gehören zur Heimat. Gewiß ist nicht alles gut, was sich Volkslied nennt. Vieles hat sich eingeschlichen aus Nachbarländern (Tirol) und paßt nicht zu unserem Wesen, oder es stammt aus einer Zeit, die nichts Gutes hinterließ. Es gibt aber daneben genügend gute und wahrhaftige Kost, an die wir uns halten wollen. Wie die Sprache, so verbindet sich auch die Musik mit der heimatlichen Gefühlswelt, vor allem die Musik, die uns durch die Jugend begleitete. Das verpflichtet uns zur sorgfältigen Auswahl, denn auf dem Boden, den wir damit schaffen, wächst das Empfinden, die Einstellung zur Musik überhaupt. — Das müssen arme Menschen sein, deren Heimatbild von der «Donna Klara» und dem «Bummelpetrus» begleitet wird. Auch hier ist das Gute der Feind des Bösen.

Was neben der Schule hergeht

Die Heimatliebe kann nicht durch Belehrung allein geweckt werden, so wenig wie die Liebe zu Eltern und Familie. Vertraut werden mit der Heimat durch die tägliche Erfahrung ist ebenso wichtig. Was mir das Stücklein Erdreich im Toggenburg zur eigentlichen Heimat werden ließ, sind nicht nur die botanischen, geschichtlichen und geographischen Kenntnisse, sondern viele kleine, scheinbar belanglose Erlebnisse. Ich erinnere mich mit Vorliebe an die Waldwiese, die mir auf Praspöl in Erinnerung kam, auf der ich oft bis in die Nacht hinein Vieh hütete, wo mich bei Einbruch der Dämmerung Füchse, Hasen und Rehe be-

suchten, wo ich unsägliche Angst ausstand, wenn mich der Vater allzulange nicht heim holte. — Ich könnte heute noch genau sagen, wo ich den Frauenschuh fand und einmal eine prächtige Spinnenorchis. Ich weiß noch gut, wie ich einmal zum großen Schrecken meiner Mutter eine Ringelnatter in der Hosentasche heimtrug und sie dann im Brunnentrog schwimmen ließ. Der Geruch einer frischgemähten Wiese steckt mir noch heute in der Nase. Ebenso wenig kann ich das Fest der Dorfchilbi vergessen. Es fällt mir noch heute jede Veränderung an einem Hause auf, und ich vermisse jeden größeren Baum, der im Laufe der Jahre verschwunden ist.

Das sind alles Dinge, die außerhalb der Schule liegen, aber doch mit zur Heimat gehören. Sie sind wichtig; so wichtig, daß wir Lehrer uns darum zu kümmern haben. Wir haben dafür zu sorgen, daß das Leben außer der Schule nicht verarmt; denn unsere Arbeit gewinnt davon.

Ich erinnere mich nur an wenig, was mich im Unterrichte der Primarschule fesselte. Was sich dort zwischen den vier Wänden abspielte, habe ich weitgehend vergessen. Aber ich erinnere mich an einen Lehrer, der es verstand, fast nebenbei Anregungen und Hinweise zu geben, die meinem Bubenforschertum immer wieder neuen Auftrieb verschafften.

Wir haben dafür zu sorgen, daß das echte Bodenständige erhalten bleibt. Dazu gehört die Erhaltung guter alter Bauwerke, Burgen, Häuser; die Erhaltung der Tradition in der Familie, Familienfeste, die Überlieferung guten alten Mobiliars an die junge Generation; gute alte Volksbräuche und Sitten, Volkslied, Volkstanz und Tracht. Dazu gehört auch die Erhaltung des Landschaftsbildes, die Bewahrung vor Verschandelung. Ein Heimatkundeunterricht, der nicht hinführt zu heimat- und naturschützerischen Bestrebungen, zur Erhaltung der Eigenart, des Persönlichsten der Heimat, erfüllt seine Aufgabe nicht ganz.

Graubünden ist so reich an landschaftlicher Schönheit, an Baudenkmalern, Volksbräuchen und Sitten, daß wir Unterländer nur wünschen können, dies alles möge erhalten bleiben — für uns, die wir Ruhe und Erholung in den Bergen suchen. Dem Fremdenverkehr mußte schon manches geopfert werden. Bedenken wir aber immer wieder, daß wir Städter nicht die Großstadt in den Bergen suchen, sondern das Land in seiner unverdorbenen Schönheit.

Hilfsmittel

Es gibt hier nichts Besonderes zu sagen, weil es die gleichen Mittel sind wie in jedem andern Unterricht: anschauliche Darbietung und Stoffvermittlung mit Hilfe von Zeichnungen, Darstellungen in Sand und Ton, schriftliche Zusammenfassungen usw. Das beste Veranschaulichungsmittel ist die Natur, die Heimat selbst, die auf Lehrausflügen durchwandert werden will.

Das beste Hilfsmittel für den Lehrer sind seine Kenntnisse, die er sich erwirbt durch Studium und Weiterbildung. Es ist wichtig, daß der Lehrer seine Heimat kennt wie seinen Hosensack, bei Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen, zu jeder Tages- und Jahreszeit. Dann wird er von jener Begeisterung gepackt werden, die sich auf den Schüler überträgt und Erfolg verspricht.

An Bildungsmöglichkeiten sind wir heute kaum mehr verlegen. Es stehen uns gute Bibliotheken und Museen zur Verfügung. Sehr zu empfehlen ist auch der Beitritt zu wissenschaftlichen Gesellschaften. Diese bringen uns in Kontakt mit wissenschaftlich tätigen Männern und publizieren in den Jahrbüchern wertvolle Forschungsergebnisse. So bleiben wir auf dem Laufenden.

Müssen wir nicht den Eindruck bekommen, wir Lehrer müßten mehrfache Spezialisten sein? Das wohl nicht, aber wir müssen in die Arbeit der Spezialisten hineingucken, daß wir den weiten Blick nicht verlieren. Aus dem gleichen Grunde sind auch Arbeitsgemeinschaften sehr wertvoll. Was einer allein nicht leisten kann, schaffen einige zusammen, und jeder gewinnt an der Arbeit des andern. Auf diese Weise sollte es möglich werden, für jede Talschaft eine Heimatkunde für Volk und Schule schaffen zu können.

Heimkehr

Und wiederum die reine Luft
Von deinen Bergen atm' ich ein,
Und wiederum, o Schweizerland!
O süsse Heimat! bist du mein!

Ein Alphorn klagt gedämpften Tons
Herüber von dem Felsenhang,
Ein fernes Herdenglöcklein klingt,
Und meine Seele wird Gesang.

In eine Äolsharfe ist
Verwandelt wieder mein Gemüt,
Darüber wie ein linder Hauch,
Der Zauber deiner Sagen zieht!

HEINRICH LEUTHOLD